

# Zwischen Konflikt und Kooperation

Sören Urbansky und Martin Wagner zeigen, wie sich über die Jahrhunderte das Verhältnis zwischen Peking und Moskau immer wieder wandelte.

Von Stefan Messingschlager

Es gibt Beziehungen, die nie einfach waren – und wohl auch nie einfach sein werden. Die zwischen China und Russland gehört zweifellos dazu: mal Brüder im Geiste, mal Rivalen auf Leben und Tod. Anfang Februar 2022, wenige Wochen vor Russlands Angriff auf die Ukraine, beschworen Moskau und Peking feierlich eine „grenzenlose Freundschaft“. Doch wie belastbar ist ein Bündnis, das über Jahrhunderte von Misstrauen, taktischem Kalkül und latenter Konkurrenz geprägt war? Während der Kreml auf bedingungslose Rückendeckung hofft, wahrt Peking strategische Distanz – nicht zuletzt, um die eigenen globalen Interessen nicht zu gefährden.

## Der Vertrag von Aigun im Jahr 1858 war eine Demütigung Pekings

Diese Ambivalenz steht im Zentrum von „China und Russland: Kurze Geschichte einer langen Beziehung“, in dem die beiden Osteuropahistoriker Sören Urbansky und Martin Wagner souverän durch vier Jahrhunderte sino-russischer Beziehungen navigieren. Ihr Ziel: die historische Eigenlogik dieser Verbindung freizulegen und deren Dynamiken sichtbar zu machen. Sie entwerfen das Bild zweier Großmächte, die zwischen Kooperation und Konflikt, zwischen Zweckbündnissen und Machtasymmetrien immer wieder ihre Position neu ausloten mussten. Ob als imperiale Konkurrenten, ideologische Verbündete oder pragmatische Partner – ihr Verhältnis blieb stets von tief verwurzelttem Misstrauen durchzogen.

Urbansky (Ruhr-Universität Bochum) und Wagner (FU Berlin) setzen auf einen episodischen Ansatz, der markante Wendepunkte dieser wechselvollen Beziehung ins Zentrum rückt. Entlang von zwölf historischen Wegmarken – von den ersten diplomatischen Annäherungen im 17. Jahrhundert über die imperialen Konflikte des 19. Jahrhunderts bis hin zu den ideologischen Brüchen und taktischen Zweckbündnissen des 20. und 21. Jahrhunderts – machen sie deutlich: Die sino-russische Beziehung folgt keiner geradlinigen Entwicklung. Sie oszilliert zwischen Nähe und Distanz, zwischen Kooperation, Rivalität und tief verwurzelttem Misstrauen – eine Geschichte voller Ambivalenzen.

Urbansky und Wagner eröffnen ihre Erzählung mit einem pointierten Blick auf die ersten offiziellen Kontakte zwischen Russland und China im 17. Jahrhundert. Die Episode um den Kosaken Iwan Petlin, der 1618 als erster russischer Gesandter nach Peking reiste, verdeutlicht exemplarisch, wie improvisiert und wenig formalisiert diese frühen diplomatischen Annäherungen verliefen. Ohne Tribut und ohne offizielle Vollmachten blieb Petlins Gesuch um eine Audienz beim Kaiser chancenlos.

Zwar gab es einige strukturelle Gemeinsamkeiten zwischen dem russischen und dem sino-mandschurischen Reich, doch Petlins Mission machte die tiefe kulturelle Distanz sichtbar – eine, die sich auch in vollkommen unterschiedlichen diplomatischen Kulturen widerspiegelte. Für den chinesischen Hof war Russland ein tributpflichtiger Randstaat, kein ebenbürtiger Verhandlungspartner. Erst mit dem Vertrag von Nertschinsk 1689 wurde eine geregelte Austauschbeziehung etabliert. Urbansky und Wagner zeigen, dass dieser Vertrag nicht nur militärische Grenzkonflikte entschärfte, sondern auch den Grundstein für eine Phase relativer Stabilität in den sino-russischen Beziehungen des 18. Jahrhunderts legte.

Im 19. Jahrhundert verschoben sich die Machtverhältnisse drastisch zugunsten Russlands. Urbansky und Wagner zeichnen eindrücklich nach, wie das Zarenreich die Qing-Dynastie in einer Phase innerer Schwäche und Bedrängnis durch die westlichen Imperialmächte gezielt ausmanövierte. Der Vertrag von Aigun (1858) besiegelte die Abtretung riesiger Gebiete nördlich des Amur-Flusses und festigte Russlands Status als imperiale Großmacht in Ostasien. Für China hingegen wurde er zum Inbegriff imperialer Demütigung – als „ungleicher Vertrag“ tief ins historische Gedächtnis eingeebnet, belastet er das sino-russische Verhältnis bis heute.

Doch Urbansky und Wagner interessieren sich nicht nur für die große Politik, sondern ebenso für deren Manifestationen im Kleinen. Besonders eindrucksvoll zeigt sich dies in ihrer Schilderung von Harbin. Ende des 19. Jahrhunderts avancierte die Stadt zum Dreh- und Angelpunkt russischer Interessen in der Mandschurei – ein urbanes Experiment auf chinesischem Boden, geprägt von russischer Architektur und Verwaltung, aber auch vom wirtschaftlichen und kulturellen Austausch mit der lokalen chinesischen Bevölkerung. Die Autoren entfalten hier ein facettenreiches Panorama, das die Verflechtungen und Spannungen imperialer Expansion greifbar macht. Harbin wird so zum Brennpunkt für die tief verwurzelten Asymmetrien, die das sino-russische Verhältnis seit Jahrhunderten prägen.

Das 20. Jahrhundert begann mit einer Phase ideologischer Nähe – doch Urbansky und Wagner zeigen, wie früh sich Risse in dieser Allianz auftaten. Seit den 1920er-Jahren unterstützte die Sowjetunion die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) ak-



**Sören Urbansky, Martin Wagner:** China und Russland. Kurze Geschichte einer langen Beziehung. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2025. 329 Seiten, 26 Euro. E-Book: 21,99 Euro.



Ein „Vasall“ Pekings? Wladimir Putin und Xi Jinping im Jahr 2019 in Sankt Petersburg.

FOTO: DMITRY LOVETSKY/AFP

tiv, betrachtete sich jedoch als überlegenen Mentor. Doch innerhalb der KPCh regte sich bald Widerstand gegen diese paternalistische Haltung. Der Freundschaftsvertrag von 1950 markierte den Höhepunkt der bilateralen Zusammenarbeit, doch bereits Mitte der 1950er-Jahre setzte die Erosion des Bündnisses ein. Urbansky und Wagner legen dar, wie Chruschtschows Konzept des „friedlichen Übergangs zum Sozialismus“ in Peking als ideologische Provokation wahrgenommen wurde. Auch die Entstalinisierung stieß auf Maos entschiedene Ablehnung, da sie indirekt die Legitimität seines eigenen Herrschaftsmodells infrage stellte. Was als revolutionäre Brüderlichkeit begann, mündete um 1960 schließlich in ein offenes Zerwürfnis.

Der Grenzkonflikt um die Insel Damanski (Zhenbao) im Jahr 1969 markierte den symbolischen Tiefpunkt der sino-sowjetischen Rivalität. Urbansky und Wagner zeigen, dass es sich dabei nicht nur um eine territoriale Auseinandersetzung handelte, sondern um eine machtpolitische Inszenierung mit hoher symbolischer Aufladung: China stellte die sowjetische Vormachtstellung offen infrage. Erst in den 1980er-Jahren begann eine vorsichtige Wiederannäherung – jedoch nicht aus neuem Vertrauen, sondern aus strategischer Zweckmäßigkeit. Die Gespräche in Taschkent 1982 waren vor allem von nüchternem Kalkül geprägt: Moskau suchte Stabilität an seiner Ostgrenze, während Peking geopolitischen Spielraum für seine wirtschaftlichen Reformen benötigte. Urbansky und Wagner betonen, dass diese Annäherung vor allem der Risikominimierung diene. Gorbatschows Besuch in Peking 1989 schließlich war keine Zäsur, sondern eine

taktische Normalisierung – denn zur selben Zeit offenbarte die Niederschlagung der Proteste auf dem Tiananmen-Platz, wie unterschiedlich sich die politischen Systeme inzwischen entwickelt hatten.

Seit der Jahrtausendwende zeichnet sich ein neues Muster ab – eine Partnerschaft unter Vorbehalt. Urbansky und Wagner analysieren, wie die Gründung der Shanghai-Organisation für Zusammenarbeit (2001) ein antidemokratisches Zweckbündnis formte, das sich gegen die westliche Hegemonie nach Ende des Kalten Kriegs richtete, aber nie auf einer stabilen

## Grenzenlose Freundschaft? Eher nicht. Vielmehr tief sitzendes Misstrauen

Vertrauensbasis ruhte. Besonders aufschlussreich ist ihre Betrachtung der Dynamik nach der russischen Invasion in die Ukraine 2022: Russland ist heute in einem Maße von China abhängig, das noch vor wenigen Jahren undenkbar schien. Doch Peking spielt sein Blatt mit Bedacht, hält Moskau auf Distanz und sichert sich wirtschaftliche Vorteile – ohne sich unwiderruflich an dessen Schicksal zu binden. Urbansky und Wagner machen deutlich: Die viel beschworene „grenzenlose Freundschaft“ zwischen China und Russland ist vor allem eines – eine Augenwischerei.

Urbansky und Wagner plädieren überzeugend für eine Betrachtung der sino-russischen Beziehungen als ein außergewöhnlich ambivalentes Verhältnis – eines, das sich nicht auf eine einfache Formel reduzieren lässt. Ihr analytischer Fokus auf Machtasymmetrien, kulturelle Distanz und prag-

matisches Kalkül macht die historische Tiefenstruktur dieser Beziehung greifbar. Mehr noch: Sie zeigen, dass diese Verbindung nicht nur Spiegel, sondern auch Motor globaler Machtverschiebungen war – eine „Determinante der Weltpolitik“, die bis heute nachwirkt.

Doch hilft uns der Blick in die Vergangenheit, um das gegenwärtige Verhältnis zwischen China und Russland besser zu verstehen? Die Antwort lautet: Ja, aber. Urbansky und Wagner argumentieren überzeugend, dass sich die heutige Dynamik nicht ohne ihre historischen Prägungen begreifen lässt. Zugleich warnen sie davor, aktuelle Entwicklungen vorschnell aus historischen Kontinuitäten abzuleiten. Geschichte ist kein Schicksal.

Mit „China und Russland: Kurze Geschichte einer langen Beziehung“ gelingt den Autoren ein bemerkenswerter Spagat: Ihr Buch ist quellenbasiert, fundiert und analytisch präzise – und zugleich mit erzählerischer Leichtigkeit geschrieben, die es einer breiten Leserschaft zugänglich macht. Es zeigt, wie Geschichte unser Verständnis der Gegenwart schärfen kann, ohne sie zu determinieren – und lädt dazu ein, mit einem geschärften Blick auf die globale Ordnung der Zukunft zu blicken.

**Stefan Messingschlager** ist Historiker an der Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg.

